

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Prämumerationspreis 22½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

# Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Heftblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 117.

Berlin, Freitag den 29. September

1837.

### England.

#### Cap. Baer's Bericht über seine letzte Reise.

Die jüngsten Englischen Zeitungen brachten die erfreuliche Nachricht, daß Capitan Baer von seiner neueren Reise zur Erforschung des Meeres und der Küsten in der Polar-Zone Amerika's, nach funfzehnmonatlicher Abwesenheit, sammt seiner Mannschaft wohlbehalten wieder eingetroffen ist. Im Juni 1836 war er ausgelaufen, am verflohenen 3. September landete er zu Lough Swilly an der Westküste von Irland. Das Unternehmen war bekanntlich durch die Londoner Geographische Gesellschaft in Anregung gebracht und durch reichliche Unterstützung von Seiten der Regierung ins Werk gesetzt worden. Cap. Baer sollte im innersten nordwestlichen Winkel der Hudsons-Bai in die beiden Buchten oder vermittelnden Meerestrafen einzubringen suchen, welche von den Englischen Seefahrern Repulse-Bay und Wager-Inlet benannt worden sind; indem man voraussetzte, diese Arme der Hudsons-Bai wären nur durch einen nicht sehr breiten Isthmus von dem Polarmeer getrennt, hoffte man, die Küste des letzteren würde sich durch eine Extension zu Lande erreichen, auf eine Strecke verfolgen und solchergestalt der Umriß des Amerikanischen Continents an dieser Stelle sich bestimmen lassen. Die Admiralität ließ zu dieser Fahrt eigens eine Sloop, „the Terror“, ausrüsten, und alle Kunst und Sorgfalt Englischer Schiffsbaumeister wurde aufgeboten, dem Fahrzeuge Stärke und Festigkeit zu geben, damit es den Andrang und Stoß der schwimmenden Eismassen ausbiete. Gleichwohl war es bei der Rückkehr so übel zugerichtet, daß es vielleicht keinen Tag mehr die See hätte halten können. Die Reise war, wie alle zu gleichem Zwecke unternommene, reich an Mühsal und Gefahr für den Capitain und die Mannschaft, als an Aufschlüssen über die so lange gesuchte Nordwest-Durchfahrt. Cap. Baer hat unterm 11. September d. J. einen verläßlichen kurzen Bericht, oder vielmehr einen Auszug von Notizen aus seinem Tagebuch, an den Secretair der Geographischen Gesellschaft, Capitan Washington, eingesendet, wovon wir das Wesentliche hier mittheilen. Es geht daraus hervor, daß die Expedition gänzlich fehlgeschlagen und nicht einmal die Repulse-Bai erreicht worden ist; unüberwindliche Hindernisse setzten sich dem Vordringen der unerschrockenen Seefahrer entgegen.

Am 23. Juni, so berichtet Capitan Baer, „fuhren wir von Papa Westra ab und steuerten quer über den Ocean, bei stürmischem Wetter. Am 29. Juli gerietben wir in das treibende Eis; am 30sten hatten wir die Küste von Labrador in der Nähe des Kap Eudleigh vor Augen. Am 1. August passirten wir die Hudsons-Strasse, und am 8ten kamen wir, im Angesichte der Spitze Northbluff, an mehreren Fahrzeugen der Compagnie vorüber, die zwischen dem Eise steckten. Indem wir uns hart an die Küste hielten, gelangten wir eine Strecke vorwärts und verloren jene aus dem Gesichte; aber schon am folgenden Tage saßen wir selbst eingeklemmt. Im Süden und Westen, nach dem Innern der Hudsons-Bai zu, lag das Eis fest zusammengehoben und bildete, so weit man vom Mastkorbe sehen konnte, eine ununterbrochene Fläche; gegen Nordwesten aber zeigte es Lücken und offene Stellen, so daß ich, in der Hoffnung, Fahrwasser zu finden, meine Richtung dorthin einschlug. Am 16. August gelangten wir 40 Meilen über die Trinity-Inseln hinaus, aber erst am 23ten kam uns Bassin-Insel und zugleich gen Südwesten die Insel Southampton zu Gesicht. Dies war der entscheidende Zeitpunkt: hätten wir damals nur zwei Tage Westwind gehabt, der das Eis von den Küsten und aus der Bai hinweg gegen das offene Meer getrieben hätte, so wäre die Repulse-Bai zu erreichen gewesen; statt dessen aber hielt sich der Wind beständig aus Süden und schob und packte das Eis immer dichter über einander. Wenn wären wir jetzt umgekehrt und hätten versucht, südwärts um die Insel Southampton herum und dann zwischen der Insel und der Küste westwärts zu steuern; aber es war keine Möglichkeit mehr. Wir trieben mit dem Eise fort und befanden uns am 29. August unter 65° 30' N. B. und 82° 7' W. L. Dies war der nördlichste Punkt, den unser Schiff erreichte; ich rechnete, daß wir von hier nur 40 Meilen bis Winter-Insel hatten, wo Parry mit den Schiffen „Hecla“ und „Fury“ im Jahre 1827 überwinterte. Indem wir das Eis vor uns wegbrachen, arbeiteten wir uns südwärts in der Richtung nach der Insel Southampton zurück, weil ich noch immer die Hoffnung hegte, in dieser Gegend einen Strich freien Wassers zu finden. Am 4. September waren wir nur 136 Meilen von der Repulse-Bai entfernt; mit ein wenig lebhaftem Westwind hätten wir in zwei Tagen hingelangen können. Wir trieben aber noch 14 Tage mit dem Eise langsam westwärts und kamen drei Meilen am Kap Comfort vorbei, eine Landspitze, die 1000 Fuß hoch

ragt und steil aus der See ragt. Am 20. September klemmte uns das Eis so stark, daß mehrere Planken an unserem Schiffe locker wurden. Am 22ten machten wir einen neuen Versuch, uns durch das Eis zu bohren, um die nur 23 Meilen entfernte Duke-of-York-Bai zu erreichen, aber vergebens: das Eis schob sich über jeder Öffnung wieder zusammen und verschloß uns den Ausweg. Von diesem Tage an hatten wir das Schiff nicht mehr in unserer Gewalt; es lag wie vergraben zwischen Eismänden und trieb mit Wind und Fluth hin und her. Am 26. September befanden wir uns unter 63° 48' N. B. 83° 40' W. L., der äußerste westliche Punkt, wohin wir gelangt sind, 90 Meilen von der Repulse-Bai. Am 27. September trieb das Eis von Osten her mit solchem Ungestüm gegen das Fahrzeug, daß es mit seinem Sternbord 7½ Fuß aus dem Wasser gehoben wurde. Am 9. October that sich eine freie Straße vor uns auf, und wir gelangten in 12 Stunden längs der Küste bis zum Kap Pilot. Hier blieben wir wieder liegen, und als am 27. October das Eis in einiger Entfernung vor uns sich abermals theilte, konnten wir dies nicht benutzen, weil unser Schiff fest eingefroren war. Wir arbeiteten mit Eisägen, Aerten und anderen Werkzeugen, womit die Regierung uns so reichlich versehen hatte; die Offiziere und Matrosen boten alle ihre Kräfte, die höchste Anstrengung auf, das Fahrzeug loszubringen, allein es half nichts. Am 17. October fiel unser Fahrweitsches Thermometer auf 9° unter Null.“ Mit Anfange Novembers begannen wir unsere Einrichtungen zu treffen, um mit unserem Schiffe auf dem Eise zu überwintern; wir führten zu dem Ende einen hohen Schneewall auf, um den Wind und die Kälte abzuhalten. Dabei trieben wir immer im Angesichte vom Kap Comfort hin und her und gerietben zuweilen so nahe an die Felsen, daß wir zu scheitern fürchteten. Am 21. December erhob sich plötzlich ein wüthender Windstoss aus dem Westen und trieb uns 14 Meilen vom Kap Comfort ostwärts und dann eine Strecke von 120 Meilen südostwärts, bis Seaborse-Point, welches die östlichste Spitze der Insel Southampton ist. Wir kamen dabei an einer Küstenstrecke vorüber, die auf unseren Seekarten noch nicht verzeichnet war, und nahmen sie auf; sie bestand durchgängig aus Felsen, hohen Klippen- und Felsenwänden von 750 bis zu 1000 Fuß Höhe über der See.

Am Weihnachtstage zeigten sich unter unserer Mannschaft die ersten Spuren des Storbais, der nun allmählig um sich griff, so daß wir zu einer Zeit 23 Kranke am Bord hatten; doch starben uns nur 3, der Konstabler nämlich und 2 Matrosen. Im Anfange Januars borst während einer völligen Windstille die Eistruß, auf welcher wir lagen, mit einem entsetzlichen Knall; unser Fahrzeug bekam einen gewaltigen Stoß, und von da an immer mehrere und stärkere hinter einander; nach allen Seiten wurde es gedrückt, gezwängt, geschoben, und ohne die außerordentliche Festigkeit der Kiel- und Rippenbalken und des zu seiner Construction verwendeten Eisens wäre es gewiß in Stücke gebrochen. Am 18. Februar früh Morgens, als das Thermometer 33° unter Null“ zeigte, fand ein abnormer Eisbruch statt; Eismassen von 30 Fuß Dicke wälzten sich wie die Wellen über unser Schiff, zerbrachen die Böden, drängten die Balken aus ihren Fugen, zerrissen die Tane, schoben mächtige Steine weg, die zur Befestigung dienen sollten, und rissen die eisernen Riegel aus den Planken. Das ganze Fahrzeug wurde so heftig hin und her geworfen, daß mehrere Matrosen sich nicht auf den Füßen halten konnten, sondern niederkürzten. Das war aber noch lange nicht unsere schlimmste Noth. Am 15. März, während wir in der Richtung nach Südost an einer flachen Landspitze vorübertrieben, welcher ich auf der Karte den wohlverdienten Namen Terror-Point (Schreckens-Spitze) gegeben habe, brach wieder ein gewaltiger Eissturz von Nordwesten herein, faste unser Schiff von hinten, und obwohl es bis an die Ankerpfeilen zwischen Eismänden vergraben lag, wurde es doch durch den heftigen Stoß herausgedrängt und auf die Seite geworfen, so daß es auf sein Backbord zu liegen kam; der ganze Hinterrücken wurde weggerissen, und der Stern ragte 7 Fuß hoch aus dem Wasser. In der folgenden Nacht ging das Eis noch einmal los, riß die Schollen rings um das Fahrzeug mit fort und schob es noch höher auf das Eis hinauf, so daß der ganze Spiegel außer Wasser stand, während das Hinterteil wie in ein tiefes Loch zwischen überhängende Eismassen von 30 Fuß Höhe und Dicke eingezwängt war. Ein Glück, daß diese Massen stehen blieben, so wie sie die Planken des Schiffes berührten; einen Fuß breit weiter, und sie hätten Alles zertrümmert. Das Wasser stürzte zu den ausgerissenen Steven in das Hinterteil ein, das Fahrzeug krachte und knackte in allen Fugen. Wir retteten

\*) — 18° N.  
\*\*) — 29° N.

die Vorräthe auf das Vorderdeck, setzten die Boote aus und hielten uns auf das Aeußerste gefaßt; so saßen wir in der finsternen, todtensüßen Nacht und erwarteten jeden Augenblick einen neuen Stoß, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach den Garaus machen mußte. Aber der gnädige Himmel fügte es anders: das Schiff lag ruhig in seiner neuen Eiswiege und trieb, ohne weiter Schaden zu leiden, auf Sea-borse-Point los. Die Scholle, auf der wir lagen, war mindestens 70 Fuß dick, und 25 Fuß tief mußten wir einsägen, um das Schiff aus seiner verschobenen Lage zu befreien und wieder gleich zu richten, was uns erst nach vieler Tage Arbeit gelang. Wir bestimmten die geographische Lage von Sea-borse-Point: 63° 43' N. B. 80° 10' W. L.; die Magnetnadel wich 49° nach Westen ab. Die härteste Winterkälte, die wir überstanden, war 33° unter Null<sup>o</sup>), wobei das Quecksilber fest froor und unser Alkohol sich in Eis verwandelte.

Am 1. Mai lag unser Fahrzeug noch immer auf der Eistrift, in der Nähe von Mill-Jesland; dann trieben wir südwärts zwischen Nottingham-Jesland und dem Kap Wolfenbelme, einer senkrechten 1000 Fuß hohen Klippe. Am 21. Juni lagen wir an der nördlichen Küste von Charles-Jesland. Da wir Anzeichen von dem baldigen Aufgeben des Eises gewahr wurden, so arbeiteten wir mit der größten Emsigkeit, unser Schiff flott zu machen. Alles legte Hand an, unsere mächtige, doppelte, 35 Fuß lange Eisschere mit sägenförmig gezähnter Schneide in Bewegung zu setzen. Am 11. Juli, als wir 3 Fuß tief eingeschnitten hatten, spaltete sich das Eisfeld auf einmal von vorn nach hinten und klappte aus einander, so daß unser Leerbord frei wurde. Wir trafen nun gleich Anstalten, die Segel aufzuziehen, aber noch war unseres Loskommens nicht; es hatte sich eine große Eismasse zwischen die Masten und Rüstbäume des Segelwerkes geschoben und sah so fest darin, daß wir wieder mit Sägen und Hebeln daran gehen mußten. Auf einmal hob das Wasser den Eisblock, an dem unser Schiff solcher-gestalt noch fest hing, in die Höhe, und indem die ganze Masse über die Oberfläche des Meeres emporstieg, warf sie das Fahrzeug demachen vorüber, daß das Wasser zum Vordertheil hereinströmte und wir alle Noth hatten, dem Sinken zu wehren. Tag und Nacht mußten wir die mühselige Arbeit des Eissägens fortsetzen, wozu unsere Rettung abhing; Offiziere und Matrosen gönnten sich keinen Augenblick Ruhe und ließen trotz der äußersten Erschöpfung nicht ab, so daß ich ihnen zuweilen ausdrücklich befehlen mußte, von der Eisbank herunter ins Schiff zu kommen und sich zu erholen. So hatte ich eines Tages die Leute von der Arbeit zurückgerufen, und sie mochten etwa 10 Minuten von dem Eise herunter sein, als auf einmal die Masse berst und der ganze Eisberg zusammensinkend gegen die Rippen unseres Schiffes schlug. Alles Tauwerk, alle Stützen, womit wir es gegen diesen möglichen Fall zu befestigen gesucht hatten, wurden hinweggerissen, doch nahm das Fahrzeug selbst keinen zu beträchtlichen Schaden. Die Gnade der Borsehung hatte sichtbar über uns gewaltet; wären die Leute noch etliche Minuten bei der Arbeit geblieben, der Eissturz hätte sie rettungslos zerschmettert.

Jetzt war das Schiff frei; das Eis theilte sich rechts und links und ließ uns den Weg offen. Unser altes Steueruder war so beschädigt, daß wir es nicht mehr aushängen konnten; wir mußten ein neues zum Nothbehelf zimmern, auch neue Segel anfertigen. Es war ein ängstlicher Augenblick, wie nun Alles im Stande war und unsere Herzen in gespannter Erwartung klopfen, ob das Fahrzeug auch dem Steuer gehorchen, ob die Segel auch den Wind halten würden. Und als das Schiff sich nun wirklich aufrichtete, vor dem Winde berließ und sein Vordertheil der Heimath zulebte, da brach aus Aller Brust ein einmüthiger, dankbarer Freudenschrei.

Noch bis zum letzten Augenblick hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, der Zustand des Fahrzeuges würde mir erlauben, noch einmal um die Insel Southampton herum nach dem Wager-Inlet zu fahren; hier gedachte ich an den Strand zu laufen und das Schiff gründlich auszubessern, während ein Theil der Mannschaft in den Booten den weiteren Zweck der Expedition verfolgen sollte. Leider standen die Sachen zu schlecht; zwei Pumpen mußten beständig arbeiten, das Schiff über Wasser zu erhalten; am Sternbord waren die Planen sammt ihrer Bekleidung fort; der Kiel war an vielen Stellen bedenklich schadhaft; kein Theil, der nicht schwer gelitten hätte. So mußte ich denn schweren Herzens der Pflicht gehorchen und so schnell und sicher als möglich den Hafen zu erreichen suchen; jede Stunde Verzuges konnte das Leben der Mannschaft aufs Spiel setzen. Zum Glück begünstigte uns während der ersten Wochen unserer Rückfahrt, auf dem Atlantischen Ocean, Stilles und ruhiges Wetter; später wurde es unfreundlich, und die Lecke unseres Fahrzeuges nahmen so zu, daß die unausgesetzte Arbeit aller Pumpen es mit genauer Noth flott erhielt; auch war es in allen seinen Fugen so locker und lose geworden, daß es auseinanderzufallen drohte; wir mußten Ketten und die stärksten Ankertane rundum schlingen, um es zusammenzuhalten.

Am 6. August passirten wir auf dem Rückwege die Hudsons-Straße; in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag den 3. September liefen wir in Lough Smilly ein. Auf unserer ganzen Fahrt, seit dem Juni 1836, hatten wir keinen Anker ausgeworfen. Ich will mich nicht in müßigen Vermuthungen über die Resultate ergehen, welche möglicherweise zu erreichen waren, wenn ich nur zur Repulse-Bai oder zur Ausmündung des Wager hätte gelangen können. Doch drücke ich hier nochmals meine feste Ueberzeugung aus, daß die größten Hindernisse überwunden sind, sobald man einen von diesen beiden Punkten erreicht hat, und die weitere Fahrt nach Westen bei weitem weniger Schwierigkeiten bieten dürfte. Die Nord- und Ost-Küste der Insel Southampton ist jetzt von meinem Begleiter, Lieutenant Owen Staunton, zum ersten Male aufgenommen worden. Derselbe hat Zeichnungen und Umrisse von vielen anderen Punkten und Strecken der Küste entworfen, auch eine Karte,

worauf unsere Reiseroute angegeben ist. Lieutenant Smyth hat die verschiedenen merkwürdigen und gefährlichen Lagen unseres Schiffes zwischen dem Eise in einer Reihe von süßen und sicher angelegten Profilen und Durchschnittszeichnungen dargestellt.

Das Schreiben schließt mit dankbarer und rühmender Anerkennung des musterhaften Gehorsams, der unerschrockenen Thätigkeit, des ungebeugten Muthes, welchen Offiziere und Mannschaft des „Terror“ ihrem Capitain unter so harten Prüfungen unausgesetzt bewiesen haben.

#### Bibliographie.

- Rudiments of physiology. — Von Dr. J. Fletcher. 19 Eb.  
 Price Thesis on the presence of air in the organs of circulation. — Von Dr. J. R. Cormack. 1½ Eb.  
 On the physiology and pathology of the brain. — Von Dr. Bennet. 2½ Eb.  
 The old Commodore. — See-Roman, vom Verf. des „Rattlin the Reelfer.“ 3 Bde. 31½ Eb.  
 The dispatches of the Marques Wellesley. — Fünfter und letzter Band. 25 Eb.  
 A german grammar. — Von J. G. Tarks. 6 Eb.

## Frankreich.

### Ueber die Verjährung einiger Quiproquo's.

(Schluß.)

Jacques de Clabannes, sieur de La Palisse und Marschall von Frankreich, wurde, wie Jeder weiß, in der Schlacht von Pavia, tapfer freitend, getödtet; und gerade auf diesen ehrenvollen Tod und auf die Gefangennahme des Königs wurde das alberne Lied gemacht, das nachher, mit so und so vielen Varianten, unter dem Namen La Palisse verbreitet worden ist. Dies Lied auf die Schlacht von Pavia, erst neuerdings, nebst anderen Original-Dokumenten, durch den Verein für Französische Geschichte bekannt gemacht, ist eben so platt, als sein Erfolg für den Nationalgeist schwachvoll war. Der erste Vers lautet:

Hélas! La Palice est mort,	O jérum! La Paliss' ist todt!
Il est mort devant Pavie!	Pavia kostet ihm das Leben.
Hélas! s'il n'estoit pas mort,	O jérum! war' er nicht schon todt,
Il seroit encore en vie.	So würd' er ganz gewiß noch leben.

Wäre dies Lied vielleicht von einem Diener des Connétable von Bourbon fabrizirt? So blieb es doch immer noch unbegreiflich, wie man Spottverse auf einen Marschall von Frankreich, der auf dem Felde der Ehre rühmlich geblieben, so in Aufnahme bringen konnte. Schloß doch selbst der Admiral Bonivet, trotz dem, daß eben seine Unerfahrenheit jenen Unstern herbeigeführt hatte, durch einen ähnlichen Tod aller Satyre für immer den Mund. Denn nur der Name Palisse figurirt zugleich mit dem des Königs, sowohl in diesen überlieferten Versen, als auch in der Klage, welche, in ernster Betrübniß auf denselben Unfall gemacht und gleichfalls von dem genannten Vereine publizirt worden ist. In dieser findet sich indeß auch der Name La Trémoille:

Monsieur de La Palice, La Trémoille aussy,  
 Estoyant nobles gendarmes, noblement ont trappes,  
 Pour toute récompense ilz ont leurs jours sinez.

Der Herr von La Paliss', ingleichen La Trémoille  
 Die waren edle Ritter, sochten brav und gut;  
 Und alt ihr Lohn war, zu versprechen all ihr Blut. —

Noch dürfte die gegenwärtig gebräuchliche Bedeutung eines anderen Namens zu erwähnen sein, der nichts weniger, als ein so peinliches Andenken, wie der vorige, erweckt, wegen der geringen Beziehung, in welcher das Wort mit dem, was es bezeichnen soll, steht: dies ist der Name Amphitryon, als Bezeichnung für Jemand, der gut zu essen giebt, gebräuchlich seit den Versen des Sophocle bei Voltaire:

Je ne me trompais pas, Messieurs, ce mot termine  
 Toute l'irrésolution.  
 Le véritable Amphitryon,  
 C'est l'Amphitryon ou l'on dine.

Ich irte nicht, Ihr Herr'n, dies Wort entzeiht  
 Uns allem weitem Schwanken schon.  
 Der wirkliche Amphitryon  
 Ist der Amphitryon, bei dem man speist.

Bei den ersten Erfolgen dieses köstlichen Lustspiels machten es sich einige Leute von munterer Laune unter sich zum Vergnügen, den Namen Amphitryon in diesem Sinne zu gebrauchen; und so wurde er denn ein etwas minder ärgerliches Symbol, als man für den rechtmäßigen Nebenbuhler des glücklichen Jupiter wohl hätte fürchten dürfen. — Heutzutage aber wird dieser Ausdruck so gewöhnlich angewandt, daß gewiß gar Viele desselben sich bedienen, ohne je darüber nachgedacht zu haben, woher er stammt.

Nach diesen Beispielen von einzelnen ihrem ursprünglichen Sinne so gewaltig ent Fremdeten Wörtern begreift man gewiß leicht, daß die Zusammenstellung ganzer Redensarten noch viel häufiger zu vergleichen Quiproquo's führt, und zwar ganz besonders in den beiden klassischen Sprachen, denen die Menge von Relativen obgeht, welche bei uns die Rede zwar matt und schleppend, aber auch klarer macht. Die Liebhaber von gelehrtem Plunderkrane sammeln zum Scherze bisweilen gar viele kleine Stückchen der Art, wie etwa das Testament jenes Römers, der einem Tempel, als Zeichen seiner besonderen Verehrung, statuum auream hastam tenentem\*) legirte — was nach Ansicht des frommen Legatars ein goldenes Standbild mit einer Lanze — nach der Erben Meinung aber ein Standbild mit einer goldenen Lanze bedeutete; indem Jene das Beiwort auream auf das ihm vorangehende, Diese dagegen es auf das demselben folgende Hauptwort bezogen. Dieser Art von Zweideutigkeiten bedienen sich die alten

\*) — 38° N.

\*) Ein Standbild von Gold eine Lanze haltend.

Rhetoren häufig in den sogenannten Declamationen, den fingirten Fällen, die sie zur Übung der Jugend aufstellten. In dem hier angeführten Falle nun wählte sich, nach unserer Schreibart, die ganze Frage, wie in „Figaro's Hochzeit“ — um die Stellung eines Komma dreben. — So hatte auch der Vater Martin einem einfältigen Interpunctio- Zeichen den Verlust des Priorats von Nello zu verdanken, indem er die Ausföhrung der gastfreundlichen Inschrift über seinem Kloster: *Porta, patens esto; nulli claudaris honesto!* \*) einem unwissenden Schreiber anvertraute, der sie folgendergestalt interpunctirte: *Porta, patens esto nulli; claudaris honesto!* \*\*) So daß also, im geraden Widerspruche mit des guten Paters Willen, nicht nur überhaupt Alle, sondern ganz vorzüglich eben die Rechtschaffenen von seiner der Gastfreundschaft gewidmeten Pforte abgewiesen wurden. Aber, als wäre der arme Prior in Folge dieser Nachlässigkeit durch den Verlust seiner Würde noch nicht hart genug bestraft gewesen, mußte er auch noch seinen Namen in einem zweiten Leoninischen Verse, der mit seinem eigenen affonirte, prangen sehen: *Pro solo puncto caruit Martinus Asello.* \*\*\*) Und aus dem Doppelsinne des letzten Wortes dieses Verses (der denselben zugleich vollständig unübersehbar macht) entsprang dann wieder das Quiproquo des so allgemein gebräuchlichen Sprüchwortes *Faute d'un point Martin perdit son âne* — Um einen Punkt verlor Martinus seinen Esel.

So bekannt nun wohl dieses Geschichtchen seyn mag, so wenig scheint es, wie fast tägliche Citate beweisen, das Quiproquo in dem Gebrauche der Worte *vis comica*, von welchen man gemeinhin glaubt, Julius Cäsar habe sie zuerst, auf den Terenz, in Versen angewandt, die 1716 eine (bald dem Suetonius, bald dem Aelius Donatus zugeschriebene) Biographie aufbewahrt hat. Doch schon im Anfange unseres Jahrhunderts hat Friedrich August Wolf bewiesen, daß die beiden Wörter *vis* und *comica* in jenen Versen, nicht nur zufolge der Lateinischen Phraseologie, sondern auch in Gemäßheit der betreffenden Stellen selbst, ganz und gar nicht auf einander sich beziehen; weshalb denn auch seitdem die Gelehrten einstimmig lesen:

*Lenibus atque utinam scriptis adjuncta foret vis;  
Comica ut aequato virtus polleret honore  
Cum Graecis!*

D, daß dem lieblichen Wort auch vereint wäre die Stärke; Gleich groß von Comus die Kraft streit' dann auch, nicht ungleich an Ehre, Gegen die Griechen!

Alles dessen ungeachtet hört man aber noch immer nicht auf, die *vis comica* frischweg zu citiren. Und hier sollte doch wahrlich die Kritik dem Mißbrauche dieser Lateinischen Redensart ein Ende machen, da diese selbst an der einzigen Stelle, an der man sie zu finden geglaubt hat, gar nicht vorhanden ist.

Zuweilen indessen wurzelt ein Quiproquo von Worten, indem es sich in einer Sprache förmlich naturalisirt, dergestalt in derselben fest, daß es geradezu Thorheit wäre, es ausgerotten zu wollen. Eine Bemerkung, die ich noch nirgend gesehen, und die dennoch schon oft gemacht worden seyn muß, ist diese, daß der Ausdruck *Naturgeschichte* (*histoire naturelle*), der in Frankreich nun schon so lange auf die Wissenschaft der Zoologie angewandt wird, offenbar auch ein Quiproquo ist und seinen Grund augenfällig ganz einfach in dem Titel hat, welchen Plinius der Ältere seinem encyclopädischen Werke gegeben. †) Für seinen Plan paßte der Titel *Historia naturalis* ganz gut; dann aber hat lediglich das besonders eifrige Studium des zoologischen Theiles seines Werkes die Gewohnheit herbeigeführt, der Zoologie selber den Namen des ganzen Werkes beizulegen. Später jedoch ist man weiter gegangen und hat gesagt *Naturgeschichte* dieses oder jenes Thieres, soll heißen: Beschreibung seiner Organisation und seiner Gewohnheiten. Giebt es doch auch Schriftsteller, welche die *Naturgeschichte* des Aristoteles angeführt haben. Das Werk, das sie meinten, ist aber betitelt: *Geschichte der Thiere* (wobei noch liber dies zu bemerken, daß auch unser Wort *Geschichte* dem Griechischen *λογια* nicht durchaus entspricht). Hat also das Buch des Plinius durch seinen Titel dieses Mißverständnis veranlaßt, so verdanken dagegen eines der berühmtesten Bücher des genannten großen Griechischen Philosophen und die Wissenschaft, die er durch dasselbe begründet hat, ihren Namen einem ähnlichen Ursprunge; denn die ganz allgemein angenommene Meinung schreibt den Namen, den wir meinen, einer alten Anordnung der Werke des Aristoteles zu, in welcher die Abhandlung von den Geistes-Thätigkeiten, ohne Titel unmittelbar hinter die *Physik* gesetzt, anfänglich durch die Worte *περὶ ψυχῆς* (nach der Physik), als Abhandlung, welche auf die Physik folgt, bezeichnet wurde; welche Worte dann später, in ein Wort, *Μεταψυσικά*, zusammengezogen, dem Inhalte der Abhandlung verblieben sind.

Giebt es nun aber unter so vielen sehr verbreiteten Quiproquo's nicht auch einige, durch welche die Begriffe bei wichtigen Gegenständen auf eine sehr ernste Art verfälscht werden können? Man könnte, glaub' ich, eine ziemlich beträchtliche Anzahl von dergleichen zusammenbringen. Zwei Beispiele werden indeß wohl genügen: Finden wir nicht in der Geschichte des menschlichen Geistes eine Quelle zahlreicher Irrthümer, wie es früher auch schon in Bezug auf die in die Sterndeuterei übergegangenen Planetennamen bemerkt worden? Glaubte ja doch keiner von all den Christen, welche dieser thörichten Wissenschaft sich hingaben, an Mars, Venus oder Jupiter, als an Gottheiten, und dennoch schrieben sie jedem der Himmels-Körper einen Einfluß zu, der ganz genau dem Charakter der Gottheit, deren Namen die Heiden ihm gegeben, entsprach!

\*) Etwa: Pforte, öff'net sey dein; nie zu für Gerechte sollst seyn!

\*\*) Folglich: Pforte, öff'net sey dein wie; zu für Gerechte sollst seyn!

\*\*\*) Der Sinn ist: Ach, um ein Pünktchen allein, büßt er Nello gar ein!

†) Die Bemerkung wenigstens ist schon alt, daß es überhaupt, anstatt *Natur-Geschichte*, besser *Natur-Lehre*, und noch besser vielleicht *Natur-Beschreibung* heißen möchte.

Ein letztes Quiproquo endlich, das wir als allgemein angenommen hier noch anführen, steht auf einer solchen Höhe, daß wir in der That einigen Anstand nehmen, es hier, unter diesem Titel, figuriren zu lassen. Es zeigt aber alle Merkmale der Gattung, obgleich es zugleich eine der ehrwürdigsten Religionslehren betrifft. Man hat nämlich aus dem Evangelium mittelst einer widersinnigen Auslegung, zu der die Ausdrücke ganz und gar nicht berechnen, eine höchst seltsame *Maxime* geschöpft, welche die aufklärtesten Katholiken sowohl, als Protestanten heutzutage als dem Texte fälschlich zugeschrieben anerkennen, wiewohl sie ihm dabei nicht etwa auch eine und dieselbe Erklärung unterlegen. Wir meinen die so häufig angeführte Stelle des Matthäus: *Selig sind die Armen am Geiste!* Hierbei ist vor Allem zu bemerken, daß weder im Griechischen, noch im Lateinischen und Französischen das *Verbum* *arm* mit einem anderen Worte konstruirt wird, um den Mangel an der Sache, welche das Wort gerade bezeichnet, auszudrücken. Denn wenn wir es auch wohl bisweilen wirklich in dieser Weise gebrauchen, so geschieht es doch immer nur als Anspielung auf die Art, wie man jenen Vers des Evangeliums verstehen zu müssen glaubt, der so viele berechtete Entwicklungen und so viele irreligiöse Spöttereien veranlaßt hat. Nach jenem Widersinne wäre ein Armer am Geiste ein Mensch, dem es an Verstande feblte. Sofort hat es denn auch an Zusammenstellungen mit dem übernatürlichen Charakter, den das Volk fast überall den Einfältigen zuerkant, u. dgl. m. nicht gefehlt. Nach allem dem nun, was man über diese dergestalt verstandene *Maxime* ebrerbietig und ironisch vorgebracht, wird man sich wohl vorstellen, daß wir uns nicht herausnehmen, das seltsame Recht aus Verjährung, das nur irgend ein Irthum dieser Gattung in Anspruch nehmen kann, zu bestreiten. Nur so viel wollen wir feststellen, daß die Vernunft und der Geist des Evangeliums eben so wohl, wie die Grammatik, anstatt jenes bestreblichen Ausspruches eine von den folgenden beiden, gewiß gleich befriedigenden, Auslegungen durchaus verlangen; nämlich entweder: „Selig sind diejenigen, welche arme sind vermöge ihres Geistes“ — d. h. diejenigen, welche, ohne wirklich zur Zahl der Armen, jener für das Erbarmen des Evangeliums Bevorrechteten, zu gehören, denselben doch, vermöge ihrer Demuth, ähnlich werden. — Oder: „Selig sind diejenigen, welche betrübt sind im Geiste.“ Diese letztere Auslegung ist zwar minder schön, als die erstere, dafür aber vielleicht der besondern Schreibart unsers Evangelisten angemessener; denn dieser, da er ja zunächst für die Juden in Alexandrien schrieb, bediente sich der Sprache der Septuaginta. Auch haben die Kenner des Hebräischen schon die Bemerkung gemacht, daß in jener ersten Version im Volks-Idiome von Alexandrien das Griechische Wort *πενος* (*supplex*, gebeugt, bittend —) dem Hebräischen Ausdrucke, der betrübt, unglücklich bedeutet, sehr oft entspreche. Mitbin ein philologischer Grund zu Gunsten der letzten Erklärung. Freilich würde man dasselbe Argument nicht auch auf eine Stelle des Lukas anwenden können, da dessen elegante Schreibart von der des Markus und Matthäus in hohem Grade verschieden ist. Und so sollte denn nothwendig eine der Demuth gebotene Palme, oder ein himmlischer, der Betrübniß verheißener Trost an die Stelle einer Aportheose der Geistesarmuth treten, und — wird es doch nicht. B. de Rivet.

Bibliographie.

- La Villa Pia des jardins du Vatican. Architecture de Perro Ligorio. — Von J. Vouchet. 24 Abbildungen in Folio, nebst Text. 36 Fr.
- Le christianisme démontré par les traditions catholiques. — Von Lachadene. 2 Bde.
- Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires. — Von Dr. Civiale. Erste Abth. 7 Fr.
- Histoire et modèles de la littérature française. — Von L. Halévy. 2 Bde.
- Voyages aux îles du grand océan. — Von Moerenhout. 2 Bde.
- Mauprat. — Roman von George Sand. 2 Bde. 13 Fr.
- Valérie, ou la jeune artiste. — Von Mlle. Fremoureux.
- Essai sur la langue et la philosophie des Indiens. — Nach Friedrich Schlegel. Mit Anmerkungen und Widerlegungen von H. Mozyre. 7½ Fr.
- De l'agriculture et de l'industrie, considérées dans leurs rapports avec la population et la moralité. — Von P. Delagarde.

Schweiz.

Genfs historische Bevölkerungs-Zunahme.  
Nach Ed. Mallet. \*)

Genf zählte	im Jahre	Einwohner.	Verhältniß der Zunahme.
	1404	10,000 <sup>oo</sup> )	100
	1589	13,000	124
	1693	16,111	130
	1698	16,934	130
	1711	18,500	142
	1721	20,781	160
	1735	21,816	168
	1781	24,810	191
	1785	25,500	196
	1789	26,140	201
	1805	22,300	171
	1812	24,158	186

\*) Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève. Par Edouard Mallet. (Annales d'hygiène publique vol. 17. Paris, 1837.)

\*\*) Diese Zahl ist nur annähernd nach der der Feuerstellen berechnet, deren man damals in Genf 1298 zählte.

im Jahre	Einwohner.	Verhältnis der Zunahme.
1822	23,886	191
1828	26,121	201
1834	27,177	209
1837	28,003	215

Die verschiedenen Phasen, die diese Uebersicht darbietet, finden in der Geschichte von Genf ihre nächste Erklärung. Im Jahre 1535 wurde die Stadt protestantisch und erklärte sie sich, auf alle Municipalfreiheiten gestützt, als unabhängige Republik, indem sie die Autorität sowohl des Bischofs als des Herzogs von Savoyen nicht mehr anerkannte. Ihre Bevölkerung zählte damals nur 12—13,000 Seelen, die sich in einem besetzten Umkreise eingeschlossen hatten, der zu jener Zeit zur Entwicklung des Gewerbfleißes vollkommen hinreichend war und der fast noch ganz so bis auf unsere Tage, ungeachtet sich die Bevölkerung seitdem mehr als verdoppelt hat, beibehalten worden ist. Die Anhänger des Katholizismus und der früheren Behörden wanderten zwar aus, sie wurden jedoch durch die von verschiedenen Ländern hereingekommenen Protestanten reichlich ersetzt. Ein oft sehr blutiger Krieg gegen den Herzog von Savoyen dauerte mit kurzen Unterbrechungen achtundsechzig Jahre und brachte die junge Republik mehrere Mal an den Rand des Verderbens. Enclavirt, wie sie im feindlichen Lande sich befand, war sie einer unauflösbaren Hungernoth angesetzt, zu der sich von Zeit zu Zeit auch noch die Pest gesellte. Demnächst war auch der strenge Protestantismus jener Zeit den auf die Bedürfnisse des Luxus begründeten Gewerben nicht günstig; ja der Arbeit selbst nahm er dasjenige, was ihr den hauptsächlichsten Reiz verleiht, indem er die Genüsse untersagte, die sich Jeder zu verschaffen wünscht. Aus allen diesen Gründen ist die Bevölkerung, ungeachtet des Zustusses Französischer, Spanischer und Italiänischer Protestanten, in anderthalb Jahrhunderten nur um 2000 Seelen gewachsen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß dieser Zuwachs erst gegen das Ende der Periode stattgefunden hat, nämlich nach dem Friedensschlusse von 1603. Im folgenden Jahrhundert dagegen, von 1693 bis 1789, hat sich die Bevölkerung um 10,000 Seelen vermehrt. Während dieses Zeitraumes war Genf von allen Mächten als freie Stadt anerkannt; die Uebren-Fabrication war gleichzeitig mit mehreren anderen minder wichtigen Gewerben eingeführt worden; Künste und Wissenschaften blühten eben so wie Handel und Industrie. Der Puritanismus, dessen Energie die Arme der Väter bewahret hatte, war nach und nach in den Zustand eines sanften und duldsamen Christenismus übergegangen.

Mit diesem Wohlstande hatten sich allerdings auch die Keime politischer Zwistigkeiten entwickelt. Lange Zeit durch eine kompacte Aristokratie und durch den Einfluß der Nachbarländer niedergebunden, kann man es als eine traurige Wirkung derselben ansehen, daß von allen wahrhaften Verbesserungen die Aufmerksamkeit abgewandt und viele Fragen des materiellen oder intellektuellen Fortschrittes in Personen- und Partei-Fragen verwandelt wurden. Gleichwohl aber war Genf im Wohlstande. Da kam die Französische Revolution und warf ihre leuchtenden Brandfackeln in alle Nachbarländer und eben so auch in den kleinen Freistaat. Nachdem hier erst einmal die alte Regierung gestürzt war, folgte eine Constitution der anderen; Revolutions-Gerichte wurden eingesetzt, die besten Bürger vertrieben, eingekerkert oder zum Tode verurtheilt. Die Vereinigung der Genfer Republik mit Frankreich im Jahre 1798 trug vollends dazu bei, dem Wohlstande der Stadt durch die ungeheuren Auflagen, durch das Zoll-System und durch die Conscriptio den Todesstoß zu geben. So sehen wir denn auch im Jahre 1805 die Bevölkerung um 4000 Seelen vermindert gegen das Jahr 1789. Der Reichthum der Familien hatte in einem noch viel gehöheren Verhältnisse abgenommen.

Der Lauf der Ereignisse gab der Stadt Genf im Jahre 1814 ihre alte Unabhängigkeit wieder. Zwar vergingen noch einige Jahre, bevor sich die Nachwirkungen des Krieges und des Mangels verloren; aber bald war die Bevölkerung wieder im Zunehmen. Von der Zeit an war die Zukunft der Stadt, wenigstens bis zum Jahre 1830, nicht mehr gefährdet. Landbau, Handel und Gewerbfleiß prosperirten immer mehr. Zahlreiche, der Wissenschaft, der Literatur und der Wohlthätigkeit gewidmete Etablissements wurden errichtet. Durch die Sparkasse und mehrere Handwerks-Verbindungen ist vorsorglichen Menschen ein Mittel an die Hand gegeben, sich die Frucht ihrer Arbeit sicher zu stellen. Die Verwaltung hat, unbeschümmert um den Parteigeist, die wachsenden Einkünfte auf un widersprechliche Verbesserungen verwenden können. Fremde sind von allen Seiten herbeigeströmt, und die Genfer, wenn sie auch in nicht minder großer Anzahl auswandern, kehren doch, sobald sie Vermögen gesammelt haben, immer wieder zurück.

Unter solchen Umständen sollte man sich wundern, daß sich die Bevölkerung der Stadt seit zwanzig Jahren um nicht mehr als 4000 Seelen vermehrt hat; aber es darf nicht vergessen werden, daß der enge Umkreis von Genf eine unbeschränkte Ausdehnung der städtischen Gebäude nicht gestattet. Der Grund und Boden in der Stadt wird mit 15 bis 20 Schweizer Franken für den Fuß bezahlt, und es ist nur noch wenig Raum vorhanden, der nicht mit Häusern bedeckt wäre. Die Leute wohnen sich hier eben so nahe, wie in den schlechtesten Stadtvierteln von Paris, in jenen Stadtvierteln, deren gewöhnliche Sterblichkeits-Verhältnisse nur durch die Verheerungen der Cholera im J. 1832 an Intensität noch übertroffen worden sind. In Genf ist die Bauart der Häuser beinahe dieselbe, und wenn hier die Sterblichkeit sehr gering ist, so kann man daraus abnehmen, daß die Entbehrungen, Sorgen und alle das, was sonst noch im Gefolge des Elends in den schlechten Stadtvierteln von Paris ist, ganz andere und noch viel eingreifendere Ursachen der Sterblichkeit sind, als die schlechte Bauart und die Anhäufung der Wohngebäude.

Die Bevölkerung von Genf innerhalb der gegenwärtigen Stadtmauern kann sich höchstens noch um 1000 bis 1300 Seelen vermehren. Zwar können noch einige Häuser neu gebaut oder erhöht werden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die städtische Bevölkerung jemals mehr als 30,000 Seelen betragen werde. Was jetzt vor sich geht, ist die Bildung einer äußeren Stadt, deren politischer Einfluß, ja deren bloßes Daseyn unbestreitbar einmal die Niederreißung der Wälle der alten Stadt herbeiführen wird. Durch ein kürzlich erlassenes Gesetz ist zwar der gegenwärtige Umkreis der Stadt von neuem sanctionirt worden, aber das alte System wird gleichwohl durch die unbeschränkt gebliebene Zulassung neuer Anbauwerke fortwährend untergraben. Tausende von Einwohnern, die der fortschreitende Wohlstand unvermeidlich herbeiführt, werden sich rings um die Stadt ansiedeln und dürften eines Tages, mit denen vereinigt, die im Kanton Genf die Befestigungen der Stadt nicht gern sehen und deren Interessen durch die gegenwärtigen Einschränkungen verletzt werden, auch in den Beratungen der Republik den Sieg davontragen, und zwar um so eher, als es in der That sehr zweifelhaft erscheint, ob man eine Stadt vertheidigen kann und soll, wenn sie in einer anderen Stadt eingeschachtet ist.

## Mannigfaltiges.

— Janin's neuester Roman. Der geistvolle Feuilletonist läßt sich von Zeit zu Zeit immer wieder verlocken, auch in einem größeren Werke vor dem Publikum zu erscheinen, wiewohl er in der Regel damit zu scheitern pflegt. Die Witz und Witz, die zur reichen Ausstattung eines Journal-Artikels Kraft und Originalität genug besitzen, sind zur Erwärmung und Fesselung der Leser eines Romans, einer Darstellung des menschlichen Herzens und des Seelenlebens, nicht ausreichend. Darin unterscheidet sich ja eben der Humor vom bloßen Witz oder esprit, daß jener auch den frivoleren Seiten des Lebens den Ernst und die Bedeutung abzugewinnen weiß, während dieser gerade das Heilige und den Ernst ins Frivole herabzieht. Jean Paul macht uns einen Siebentäs, einen Nikolaus Markgraf, zu unauflösblichen, lieben Gestalten; Janin dagegen kann uns selbst große historische Charaktere, wie Mirabeau oder Barnave, durch seine witzig-krafft Darstellung für alle Zukunft verleben. Darum aber verschwinden auch seine Romane eben so rasch, als sie entstanden sind. Von seinem „Chemin de traverse“, dessen pikante Vorrede und Einleitung noch vor kurzem so viel von sich sprechen gemacht, ist jetzt schon nicht mehr die Rede, und sein „todter Esel“, sein „Barnave“, seine „Beichte“ sind längst vergessen. Sein neuestes Produkt dieser Art heißt: „Un coeur pour deux amours“ (Ein Herz für zweierlei Liebe) und bewegt sich um ein Geschwisterpaar à la Milla-Christine. Zwei junge Mädchen sind eben so, wie die Siamesischen Zwillinge, körperlich mit einander vereinigt. Sie haben zweierlei vollkommen schöne Gestalten, aber nur ein Herz; zweierlei Willen, zweierlei Weltansichten, aber doch nur Eine Zärtlichkeit, Ein Empfindungsvermögen, Herz und Verstand haben hier also Gelegenheit, in eine Kollision zu kommen, wie in keinem anderen Individuum, und diese Kollision hat Herr Janin wunderbar erdacht und benutzt. Beide lieben, Jede aber, nach ihrer besonderen Weise, die äußere Welt in sich aufzunehmen, einen Anderen, und doch ist in ihrem gemeinsamen Herzen nur Raum und Empfindung für einen Einzigen. Man hat Mühe, in diesen seltsamen Konflikt, in diese Unterscheidung zwischen Liebe und Zärtlichkeit sich hineinzufinden; aber gerade weil es unbegreiflich, unmöglich ist, macht es unserem Janin Vergnügen, diesen Konflikt mit seiner Eifersucht, seinem Unglück und seinen Schmerzen, die am Ende nur durch den Tod der beiden Schwestern gelöst und geheilt werden, recht niederländisch auszumalen. Es ist auch darin das große Talent des Verfassers ganz unverkennbar, aber dies würde noch mehr an seinem Plage gewesen seyn, wenn er den ganzen Stoff wieder zu einem Journal Artikel verarbeitet hätte; zu einem Romane, zu einem Kunstwerke, war weder der Stoff noch das Talent ausreichend.

— Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Die neuesten Englischen Blätter kündigen „Goethe's Correspondence with a child“ als eine Erscheinung der nächsten Woche an, aber sie schüttelein schon im Voraus den Kopf dazu. Die Uebersetzung ist in Berlin veranfaßt und gedruckt: sieht das nun nicht wie ausländische Waare aus, die man auf den Englischen Markt bringen will, und noch dazu, um sie zu enorm hohen Preisen zu verkaufen? Zwei Bände sind nämlich angekündigt, und diese sollen 30 Schilling (10 Thaler) kosten, während drei Bände von Walter Scott, Bulwer oder Harvat niemals mehr als 1½ Schilling gekostet haben. Natürlich scheint das dem nachrechnenden Engländer etwas bedenklich. Er will sein Geld, sagt er, zur Bereicherung des Auslandes nicht hergeben. Zwar wird ihm erwidert, daß der Ertrag zu einem Denkmale für Goethe bestimmt sey, aber wir haben erst kürzlich bei Gelegenheit des Beethoven- und des Mozart-Denkmales gesehen, wie man in England über solche Dinge denkt. Wir fürchten daher auch, daß Goethe's Correspondence with a child eine schlechte Speculation seyn wird, selbst wenn sich die Engländer für den Inhalt derselben mehr interessieren sollten, als es, allem Anschein nach, der Fall seyn dürfte.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.